



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen**

**Bomann, Wilhelm**

**Weimar, [1933]**

12. Kapitel: Schäfferei.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81260](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81260)

## 12. Schäferei.

Wenn in der Lüneburger Heide früher von Schafen gesprochen wurde, so verstand man darunter ausschließlich „Heidschnuden“; andere Schafrassen waren damals fast unbekannt.<sup>143)</sup> Die Schafherden waren der wertvollste Besitz eines Hofes, soweit der Viehbestand in Frage kam. Manche größeren Höfe hielten 2 Schafherden, eine von 300—400 und eine kleinere von 200—300 Schafen. In der größeren Herde befanden sich vorwiegend Tiere, die für die nächste Zuchtzeit als Mutterschafe in Aussicht genommen waren, während in der kleineren Zucht-

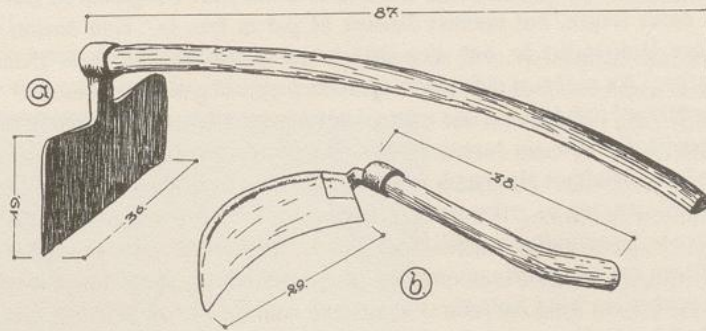


Abb. 146. Twide (a) und Heidlinje (b) zum Heidehauen.

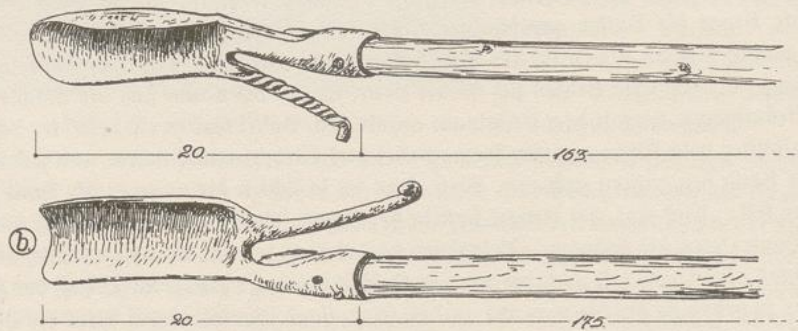


Abb. 147. Schapshüffeln (b für einen Eintfer).

böcke, Hammel, Güste und Lämmer vereinigt waren. Der Bauer zählte nach Stiegen zu zwanzig Schafen.

Die Schafhaltung unterstand dem Schäfer. Wo auf einem Hofe zwei Herden waren, gab es auch zwei Schäfer, den Groß- und Kleinschäfer. Die Schäfer und namentlich die Großschäfer genossen unter den Dorfshirten besonderes Ansehen. Der Großschäfer war nach dem

<sup>143)</sup> Daß der Name „Heidschnude“ für die heimischen Schafe von einem die Lüneburger Heide in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts durchreisenden Franzosen, angeblich dem kenntnisreichen und gut beobachtenden Mangourit, als Bezeichnung des Volksstammes angesehen sein soll, ist von Kl. Löffler in Niedersachsen XVI 328/29 mit Wahrscheinlichkeit als erfunden nachgewiesen.

Hofbesitzer und dessen ältestem erwachsenen Sohne, dem Anerben, die größte männliche Respektsperson auf dem Hofe. Seine Ansicht galt viel und wurde bei jeder besonderen Gelegenheit eingeholt. Meistens war er schon in jungen Jahren als Hof- und Hütejunge auf den Hof gekommen und allmählich zum Großschäfer oder Großknecht emporgestiegen. Er wußte in der Natur gut Bescheid und galt als Wetterprophet, auch als wohl erfahren in der Heilung von Krankheiten bei Menschen und Tieren. Sein Rat wurde in solchen Fällen gewöhnlich eingeholt und befolgt, ehe noch die Zuziehung eines Arztes beschlossen wurde. Seine Heilmittel bestanden vielfach in Besprechungen, aber auch in der Anwendung von wild wachsenden Kräutern, selbsthergestellten Salben und Latwergen, deren Bestandteile sein streng gehütetes Geheimnis waren.<sup>144)</sup>

Die Arbeit des Schäfers beginnt morgens sehr zeitig. Der Bauer oder auf vielen Höfen der Schäfer weckt im Sommer um 4 oder  $\frac{1}{2}$  5 Uhr sämtliche Bewohner des Hofes, häufig auch noch früher. Der Schäfer geht zuerst mit einigen Knechten in die Heide, um dort Heidekraut als Streu für den Stall zu hauen. Das geschieht auf zweierlei Weise: Schafsheide (Schaphhei) für den Schafstall wird mit der daran haftenden Erde als Heideplaggen, Kuhheide (Kauhheide) für den Kuhstall dagegen über der Erde möglichst mit etwas Moos gehauen. Für das eine braucht man die Zwickel (Zwickel), eine Hacke, die auf der Schulter mitgenommen wird (146 a), für das andere die senfenartige Heidlinje (Heidlinne, Abb. 146 b)<sup>145)</sup>. Sie dient besonders auch zum Schneiden von Heide als Futter. Das Heidekraut wird damit sozusagen „abgeschält“; man bedient sich dazu wohl auch der alten Kniesense (s. oben S. 139) oder bringt am Stiel der Heidlinje einen Riemen oder sonst eine Vorrichtung als Widerhalt für den Unterarm an. Mit dem „Matthaken“ oder einer kleinen Harke schiebt man dann die abgeschnittene Heide beiseite. Jeder Hauer muß sechs Stiege von je 20 Haufen, zusammen also 120 Haufen hauen, bevor diese Früharbeit beendet ist. Wo die Heide in der Nähe des Hofes liegt, kehren die Hauer gegen 7— $\frac{1}{2}$  8 Uhr dorthin zurück, worauf die Morgensandacht und Morgenbrot folgen. — Anderswo wird vielfach den ganzen Tag Heide gehauen. Die Plaggen werden später mit Ochsenwagen nach dem Hofe gebracht.

Gegen 8 Uhr zieht der Schäfer mit den Schafen in die Heide. Ein zweites Frühstück, von der Bäuerin inzwischen bereit gestellt und in ein Leinentuch (Ämsdauf) gewickelt, nimmt er in seinem Lederholster (Ränzel) mit, in dem auch Brot für den Schäferhund Platz findet.

Tagsüber läßt ihm das Hüten der Schafe noch Zeit für mancherlei Arbeiten. Er bindet „Heidbesen“ zum Ausschneuern der Milchsatten, schneidet Quirle und Holzlöffel, fertigt aus geschnitzten Weidenstäben oder Wacholderrinde Pfannkränze (s. oben S. 97, 100), macht Holzpantoffeln oder sticht Kartoffelkörbe. Auch die beim Schlachten benötigten Pricken (s. u. S. 194) pflegt der Schäfer aus Birkenholz zu schneiden. Viele Schäfer stricken wollene Strümpfe aus Garn, das auf dem eigenen oder benachbarten Hofe gesponnen und ihnen zum Stricken übergeben ist. Allen bleibt aber noch Zeit genug zum behaglichen Nichtstun, das sie, auf den Schäferstab gestützt (vgl. nächste S.), stehend, sitzend oder die Hände hinter dem Kopfe, im Heidekraut liegend, voll genießen.<sup>146)</sup>

<sup>144)</sup> Für das große Vertrauen, das den Schäfern in Krankheitsfällen von jeher geschenkt ist, dürfte in der Gegenwart der große Zulauf von Leidenden aller Art bei dem Schäfer Ast in Radbruch, der seine Diagnosen auf Grund abgeschchnittener Nackenhaare stellte, ein deutlicher Beweis sein.

<sup>145)</sup> Als „Heidling“ schon 1582 erwähnt (Pröve, Geschichte des Dorfes Wathlingen, S. 259).

Die Kleidung des Schäfers besteht im Sommer aus einer langen Hose von blauem Leinen und einer kurzen Jacke, dem Kaput aus demselben Stoffe; dazu trägt er eine Mütze. Ist rauhes Wetter, so setzt er einen alten Filzhut auf und zieht über die Hose eine weite Schipperbörz oder Sludderbörz aus weißem oder blauem Leinen. Im Winter trägt er statt des Kaputs einen langen blauleinenen Schlupf und bei Schnee und Regen oder starker Kälte darüber die Chenille aus dunkelblauem Wollstoff, an deren Stelle später vielfach ein bis an die Knie reichender Schafpelz getreten ist, dazu auf dem Kopfe eine aus schwarzem Lammfell gearbeitete Pelzmütze mit Niederschlagfragen hinten und an den Seiten. Als Fußbekleidung dienen außer den wollenen Strümpfen im Sommer einfache Lederschuhe und im Winter Schaffstiefel, bei hohem Schnee aber weit über die Knie hinaufgehende „Krempstiefel“. Viele Schäfer machten sich in alten Zeiten Höltenstüwel, an deren lederne Schäfte Holzsohlen angenagelt sind; sie waren bei hohem Schnee und großer Kälte beliebt, da sie die Füße besonders gut warm hielten.

Zum Hüten der Schafe braucht der Hirt vor allem die Schaffschaufel (Schafschüffel), eine kleine geschmiedete Schaufel mit etwa 2 m langem Holzstiel (Abb. 147). Irrt ein Schaf von der Herde ab, so nimmt der Schäfer mit der Schafschüffel etwas Erde hoch und wirft sie mit großer Treffsicherheit auf das Schaf, das dadurch zur Herde zurückgetrieben wird. Daher auch die charakteristische Art des Schäfers, diesen „Stab“ zu tragen: er steckt den Stiel, die Schüffel nach vorn und schräg nach unten, unter der linken Achsel durch, legt die rechte Hand in der Mitte darauf und die linke unter ihm durchgreifend auf das rechte Handgelenk; so hat er die Arme in Ruhe und doch in steter Bereitschaft, um die Schüffel zur Erde zu senken. An der Schaufel befindet sich ein kleiner eiserner Hafen. Will der Schäfer, der jedes einzelne Tier seiner Herde kennt, ein Schaf aus der Herde herausholen, so haft er mit diesem Geräte hinter eins von dessen Hinterbeinen und zieht es damit zu sich heran. Der Heideschäfer pflegt den Leifhammel seiner Herde: „harm“ zu rufen oder „hans“, der auf diesen Anruf hört und zu dem Schäfer läuft (Niedersachsen XV 408).

Der Schäferhund unterstützt den Hirten, der ihn nötigenfalls durch einen Pfiff oder Zuruf aufmerksam macht. Das tägliche Zusammenleben führt dazu, daß der Hund jeden Wink und jedes Wort des Schäfers genau versteht. Die Schäferhunde haben meist kurze, flink gesprochene Namen wie: Wasser, Ziep, Türk, Sultan, Strom, Lustig, Prinz, Fliß, Pollo u. a. Hofhunde heißen anders: Hofmann, Karo, Nimrod, Juno, Diana, Phylax, Pluto, Wittfaut, Tell usw.

Neben dem Bauern als Hauptbesitzer der Herde haben gewöhnlich auch die Bäuerin, deren Kinder, der Schäfer, auch der eine oder der andere der Diensthofen einige Schafe als ihr Eigentum in der Herde. Um diese Tiere zu kennzeichnen, werden sie mit Einschnitten in die Ohren versehen. Gebräuchlich sind u. a. die auf Abb. 148 erkennbaren Zeichen.

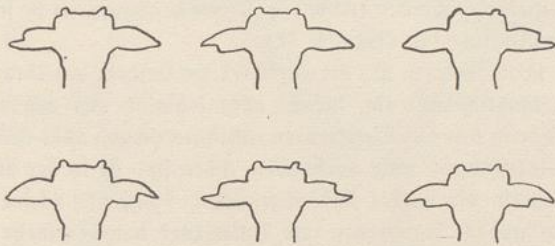
Es ist mit diesen Malen möglich, 22 verschiedene Schafbesitzer zu bezeichnen, bei Zusammenstellung verschiedener Zeichen an einem Tier auch noch weit mehr; die Heideschnucken des Hofbesitzers bleiben ohne Zeichen.

Die Schafe werden zur Nahrungssuche vorwiegend in die weite Heide getrieben, doch

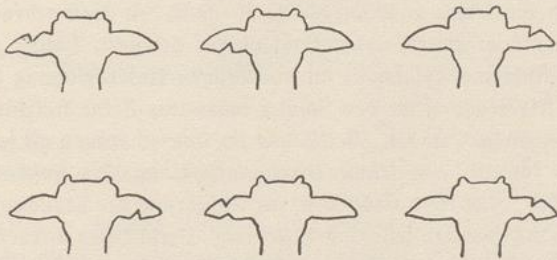
<sup>146)</sup> Über die Faulheit der Schäfer gibt es manche Erzählung. Die Redensart: „Sau fuhl as 'n Schaper“ ist überall gebräuchlich.



SpIetten 1) am rechten Ohr, 2) am linken Ohr, 3) an beiden Ohren.



Swingelbock 1) vor dem rechten Ohr, 2) hinter dem r. O., 3) vor dem linken O.,  
4) hinter dem l. O., 5) vor beiden Ohren, 6) hinter beiden Ohren.  
Weitere Kombinationen wären 7) vor dem rechten und hinter dem linken Ohr, 8) umgekehrt.



Karre 1) vor dem r. O., 2) hinter dem r. O., 3) vor dem l. O., 4) hinter dem l. O.,  
5) vor und hinter dem r. O., 6) vor und hinter dem l. O.  
Weitere Kombinationen: 7) vor dem r. und hinter dem l. O., 8) umgekehrt, 9) vor und hinter  
dem r. und vor dem l. O., 10) vor und hinter dem l. und vor dem r. O., 11) vor und hinter  
beiden Ohren.

Abb. 148. Schafmaße.

strebt der Schäfer darnach, seine Herde auch auf Legden, d. h. abgeernteten oder brach liegenden Ackerflächen und Wiesen zu hüten. Nach seiner Erfahrung verbessert sich durch das auf diesen Stellen gebotene Gras und Kräuterfutter die Wolle und bringt dann beim Verkauf höhere Preise. Die kleineren Herden von 200—300 Schafen werden bei eintretender Dämmerung — in der Zeit des Lammens (Lammtid) auch mittags — regelmäßig auf den Hof zurück und in den Stall, eine große Scheune mit Heidestreu getrieben, in der sie im Sommer bis zum anderen Morgen bleiben, ohne Futter zu erhalten. Im Winter dagegen streut man ihnen Heu in die Futterhüllen, die sich im Stall befinden. Die großen Herden bleiben mit Ausnahme der Lammzeit, in der sie ebenfalls mittags und abends auf den Hof und in den Stall kommen, während des ganzen Jahres in der Heide, wo sie nachts in dem Butenschapfaben untergebracht werden (Abb. 13). Denn so abgehärtet sie sonst sind, „die kalte Nachtluft ist ihnen schädlich“ (R. Linde, S. 34).

Dieser Stall ist schon oben (S. 22) als mutmaßliche Urform des Bauernhauses erwähnt. Er ist wie dieses länglich-rechteckig, besteht aber lediglich aus einem Strohdach, dessen Sparren unmittelbar in den auf Kieserlingen ruhenden Grund über dem Boden eingezapft sind. Eine Inneneinteilung ist nicht vorhanden. Oben sind sie in der üblichen Weise durch Hahnenbalken versteift, die Giebel sind abgewalmt. Schafställe dieser niederen Art sind nur noch selten vorhanden. Sie werden zum Unterschied von den mehr oder weniger hoch aufgeständerten untermauerten Butenkablen als Hufschapstall bezeichnet. Der Butenschapfaben wird weit ab vom eigentlichen Hofe in der einsamen Heide errichtet, möglichst in der Nähe einiger als Blißfuß dienender, den Stall überragender Bäume. Seine Größe ist verschieden, sie richtet sich nach dem Umfang der Heidschnuckenherde, die nachts in ihm untergebracht werden soll. Die beiden aus Holzverschalung hergestellten Schmalseiten haben je ein zweiflügeliges Scheunentor, durch das die Herden in das Stallinnere ziehen und die Bauern mit den Wagen fahren, wenn sie Heidestreu hineinbringen oder den Mist ausfahren. Auch das Futter für die Schafe wird auf gleiche Weise in den Stall gebracht und auf einem zwischen den Dachsparren angebrachten Bohlenlager gelagert. Häufig pflegt neben dem Stalle ein kleines Anschauer (Anschur) zur vorläufigen Unterbringung der Heidestreu errichtet zu werden. Als Eingang für den Schäfer dient eine kleine Holztür, die sich in einer der großen Scheunentüren befindet. Die Wände im Innern tragen oft so hoch hinauf, wie die Schafe reichen können, eine leichte Bretterverschalung. Als Fußboden dient der geebnete, mit „Streußel“ beworfene Erdboden, zur Abführung der Stalldünste das oben unter den beiden Giebeln angebrachte Eulenloch (Ulenloch). Verschlössen werden die Scheunentore mit einem einfachen „Holtstaker“. Ein fester Verschluss etwa durch ein eisernes Schloß war bei der allgemeinen Sicherheit auf dem Lande früher nicht nötig. Der Schäfer weiß die Herde für die Nacht gut aufgehoben und geht mit seinem Hunde nach dem Hofe zurück. Am anderen Morgen holt er seine Pflegebefohlenen aus dem Stall wieder ab, um sie dann tagsüber in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde zu hüten.

Da die Heidschnucken die Heide nicht völlig entbehren können, so werden sie selbst im Winter auf die Heide getrieben, in der sie ihre Nahrung mühsam unter der Schneelage hervorscharren. Kehren sie dann in den Stall zurück, so wird ihnen Heu vorgeworfen und dadurch auch trockene Nahrung zugeführt. Im Sommer bietet die Heide genug trockenes Futter für diese genüg-

samsten aller Haustiere. Der Schäfer pflegt im Winter einen Holzkruf mit in die Heide zu nehmen, damit schlägt er den Schnee auf Stellen, wo er fest zusammengefroren ist, auseinander, so daß die Schafe das Heidekraut leichter erreichen und sich an dem Eis nicht wund scheuern.

Einigen Schafen werden bei ihrem Aufbruche morgens abgestimmte Glocken umgehängt (Abb. 149). Die klangvollsten Geläute bestehen aus 16—20 Glocken und umfassen alle Töne

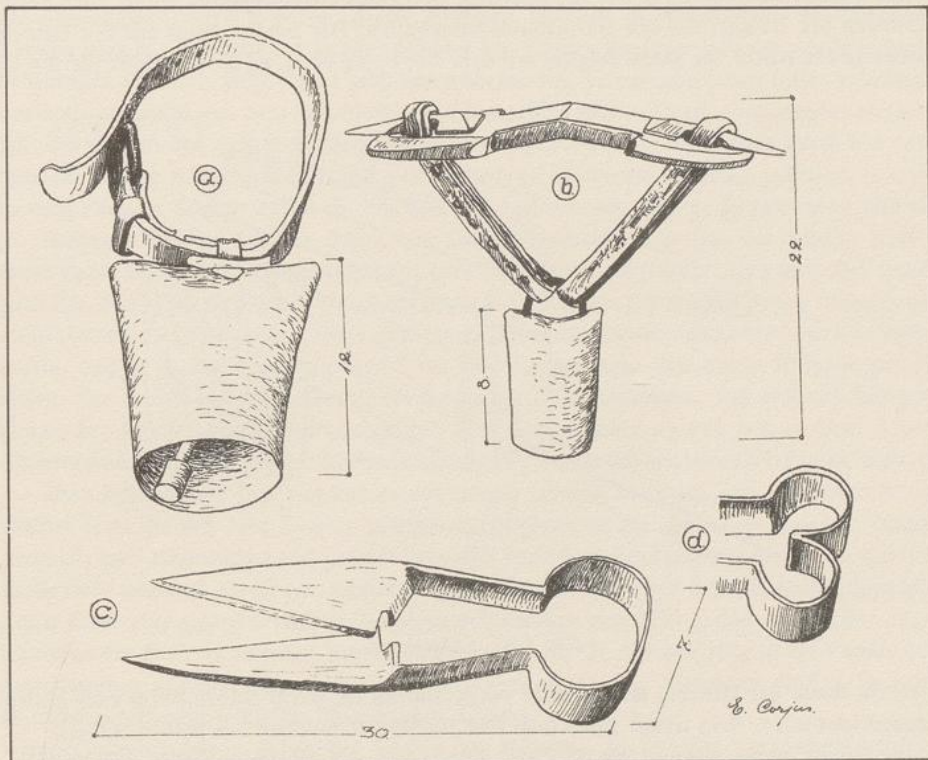


Abb. 149. Schafglocken und Schäffcheren.

der Tonleiter. Kleinere Geläute haben 10—12 Glocken. Aber nur im Herbst werden den Schnuken sämtliche Glocken umgehängt, während im Sommer bloß einige Tiere kleinere Glocken tragen, da die größeren an warmen oder gar heißen Tagen zu beschwerlich sind. Auch im Winter bei hohem Schnee müssen die großen Glocken zurückgelassen werden, weil sie beim Hervorscharren des Futters aus dem Schnee hinderlich sind.

Die Hürde für die nächtliche Unterbringung der Schafe war in der Heide früher nicht bekannt, ebensowenig die Schäferkarre, in der der Schäfer seine Nachtruhe hält. (Abb. 150.) Sie bürgerte sich jedoch zur Zeit unserer Väter im südlichen Teile des Kreises Celle, sowie in benachbarten Kreisen ein, wo schon damals andere Schafzassen Eingang fanden. Die Schäferkarre ist zweirädrig; zwischen den Rädern ruht der 2 m lange und 80 cm breite

Holzkasten zum Schlafen, der innen 80 cm hoch ist. An der Vorderseite befindet sich die Tür zum Hineinsteigen, unter ihr sitzt die lange an den Kasten genagelte Holzdeichsel. Tagsüber ruht deren vorderes Ende schräg nach unten auf dem Erdboden, wodurch auch der Holzkasten in die gleiche schräge Lage kommt. Am Abend vor dem Besteigen der Karre hebt der Schäfer die Deichsel und damit zugleich den Holzkasten in eine wagerechte Lage. Sie wird in dieser durch einen unter die Deichsel gestellten Holzpfahl mit natürlicher Gabel oder durch Auflegen der Deichsel auf den Hürdenzaun festgehalten. Der Schäfer steigt mit den Beinen voran in die Karre. Er schläft folglich mit dem Kopf nach vorn, weil die Gefahr für ihn zu

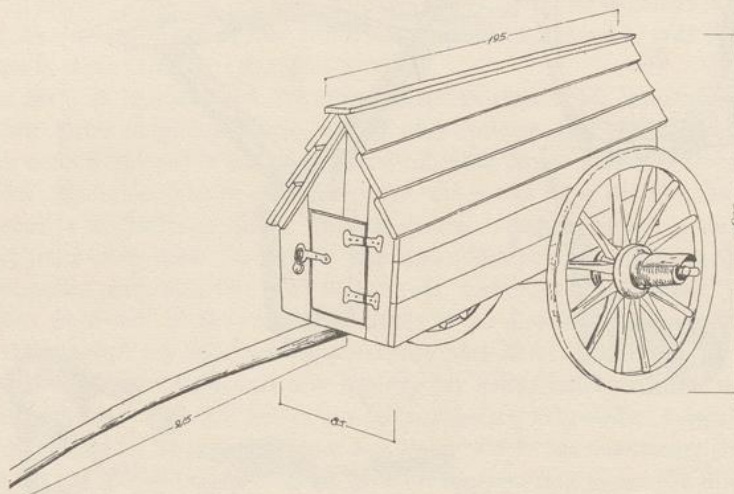


Abb. 150. Schäferkarre.

groß ist, wenn der Karren, wie es wohl vorgekommen ist, durch Bubenstreich nach hinten übergekippt wird. Sein treuer Hund sucht sein Nachtlager zwischen den beiden Rädern.

Um Ostern herum beginnt die Zeit des Lammens und dauert ungefähr vier Wochen. In dieser Zeit vervollständigt der Schäfer seine Ausrüstung durch einen leinenen Lammbeutel. Darin trägt er die draußen in der Heide geborenen Lämmer und bringt sie mittags oder abends nach dem Hofe. Es befinden sich bei der Heimkehr manchmal drei bis vier Lämmer darin. Die Heidschnudenlämmer haben in ihrer ersten Lebenszeit eine lockige, schwarze Behaarung. In der Königlich hannoverschen Armee wurden die Pelze des Königin-Husaren-Regimentes bis 1866 mit solchen Fellen besetzt. Die ausgewachsenen Schnuden haben am Hals, Rücken und Bauch lange, graue, etwas harte Wolle, während der Kopf sowie die Beine schwarz bleiben.

Die Schnuden bringen zur Zeit nur ein Lamm zur Welt, ganz selten zwei, und haben häufig infolge des dürftigen Heidefutters nicht genügend Nahrung für ihr Lamm. Es muß in solchen Fällen, die der Schäfer zu entscheiden weiß, das betreffende Lamm geschlachtet und dessen Mutterschaf veranlaßt werden, ein fremdes Lamm neben dessen eigener Mutter ge-

wissermaßen als zweite Mutter mit zu übernehmen.<sup>147)</sup> Man nennt dies: ein Schaf beiwenden (biwennen) und verfährt hierbei in folgender Weise. Wenn die Herde gegen 12 Uhr mittags auf den Hof zurückkehrt, werden die Mutterschafe mit ihren am Vormittage in der Heide geborenen Lämmern zusammen in die Ställe gelassen. Nachmittags bei dem neuen Austrieb gegen 3 Uhr werden nur Mutterschafe ausgetrieben, sämtliche Lämmer jedoch im Stalle zurückbehalten und nach des Schäfers Auswahl getrennt in solche, die geschlachtet oder die großgezogen werden sollen. Beide Gruppen kommen in verschiedene Stallbuchten. Abends nach der Rückkehr der Herde schlachtet der Schäfer die schon mittags von ihm dazu bestimmten Lämmer, zieht einem nach dem anderen das Fell ab und hängt dieses jedesmal demjenigen Lamm um, dem das Mutterschaf des geschlachteten Tieres beigewendet werden soll. Dieses und das Lamm werden nun zusammengebracht und das erstere durch das von ihm am Geruch wiedererkannte Fell des eigenen geschlachteten Lammes getäuscht, so daß es nach einigem Zögern bereit ist, sich dem untergeschobenen Lamme bei zuwenden und es zu ernähren. Weigert sich das Schaf, das Lamm anzunehmen, so setzt der Schäfer seinen Hund in die Bucht zu dem Mutterschaf und dem Lamm mit dem Anruf: „Paß up!“ Der Hund stellt sich, die Zähne fleischend, dem Schaf gegenüber auf, das verängstigt seinen Widerstand aufgibt und das Lamm nährt. Diese „schlimmste Stunde in seinem Schafleben“ wirkt so nachhaltig, daß es dauernd gefügig bleibt, die ihm zwangsweise zugemutete Aufgabe zu erfüllen. Die beiden bleiben während der folgenden Nacht zusammen. Am anderen Morgen nimmt der Schäfer das übergehängte Fell dem Tiere wieder ab und setzt es samt seiner Adoptivmutter in den Stall der Mutterschafe, wo das Lamm sich mit seiner wirklichen Mutter, die schon suchend nach ihm rief und es am Geruch erkennt, in kurzer Zeit zusammenfindet. Duldet diese die mit dem Lamme zusammengebliebene zweite Mutter, so hat das Lamm nunmehr zwei Nährmütter und gedeiht bei dieser doppelten Ernährung prächtig. In gleicher Weise wird während der ganzen Lammzeit verfahren und durch das Schlachten aller schwächlichen Tiere eine gesunde, kräftige Rasse, gewissermaßen eine Elite-Herde erzielt, die allen Unbilden des Wetters zu jeder Jahreszeit gewachsen ist. In neuerer Zeit, in der bereits die neugeborenen Lämmer einen größeren Wert haben, findet das Biwennen nicht mehr statt, es werden vielmehr selbst die schwächlichen Lämmer aufgezogen.

Nacht Johannis heran, so sagt der Schäfer zum Bauern: „Nu is't Tid, taufunweef (nächste Woche), da möt wi Schapscheer'n. Sei sünd düchtig ünnerwussen, wi möt dabi, süß verleirt sei Wull. Ik heww gïstern an'n Sell' rumhott, da keimen sei an'n Brümmelbeernbusch (Brombeeren) da bleiff gliet tau veel an hängen, wi möt scheer'n.“ „Ja, dat könnt wi ja ook,“ meint der Bauer, „aber dat mutt warm wän den Dag, wenn wi waschen daut Na, Deerns, denn freut jück man, denn geit' in't Water; ji möt arl mit un Schap waschen.“ „Wi wütt Merweefen (Mittwoch) dortau ansetzen, denn möt de Schap an' Sönnabend wol wedder drög wän, un wi könnt gliet scheern, denn sünd sei nich gaud drög, so schafft dat nich.“ Am Mittwoch wird mit dem Waschen im nächsten Heidebache begonnen. Drei Knechte und drei Mägde müssen die Arbeit verrichten. Sie stehen hierbei bis über die Knie im Wasser und jeder nimmt zur Zeit ein Schaf vor. Dieses wird oberhalb der Waschstelle

<sup>147)</sup> Nach Linde, Die Lüneburger Heide, S. 35, heißen die beiden Mütter dann „Ewen“. Aus Eicklingen überliefert Bierwirth S. 44 „Ebenschap“ und erinnert an das englische „ewe“ (Mutterschaf).

ins Wasser geworfen; ältere Schafe, die das Waschen schon kennen, springen auch von selbst hinein. Der Strom treibt sie dann den waschenden Männern und Frauen entgegen. Diese ergreifen ein Tier und versuchen die Wolle durch tüchtiges Reiben und Drücken zu reinigen. Weitere Hilfsmittel z. B. Seife und Soda werden nicht dazu verwendet.

Die Waschstelle (Schafwäsch) ist auf dem Ufer so weit umzäunt, daß eine Schafherde Platz in ihr findet. Die Umzäunung besteht gewöhnlich aus einem festen hölzernen Schluchterzaun. Ist ein solcher nicht vorhanden, dann werden Wagenleitern auf Wagen nach der Waschstelle gebracht und mit diesen eine Einfriedigung hergestellt. Die gewaschenen Schafe werden losgelassen und schwimmen dann von selbst auf eine flache Stelle des Ufers zu. Nach Beendigung der Wäsche führt der Schäfer seine Herde möglichst über Grasweiden und Legden auf die Weidestelle und später in den mit neuer Streuelse versehenen Stall zurück. Er vermeidet hierbei sandige Wege, wo der aufwirbelnde Staub sich in dem nassen Fell festsetzen würde.

Wer nicht an einem fließenden Wasser wohnt, gräbt auf seinem Grundstücke einen Teich aus und leitet zu dieser künstlichen Schafwäsche Wasser von dem nächsten Bache oder dergleichen. Aus dem Teiche fließt nach beendigter Schafwäsche das schmutzige Wasser durch einen ausgehöhlten Baumstamm wieder ab. Dieser ist gewöhnlich mit einem hölzernen Bolzen verschlossen, der nur zu genanntem Zwecke herausgenommen wird.<sup>148)</sup>

Bei Anlage einer Schafwäsche wird auf guten, möglichst festen Untergrund besonders geachtet. Mooriger Boden ist nicht geeignet, da dieser durch das Schafwaschen zu leicht aufgerührt wird und das Wasser trübt. Auch die künstliche Schafwäsche hat eine Umzäunung.

Einige Tage später, nachdem die Schafe wieder trocken geworden sind, wird auf der Däl oder in einer Scheune mit dem Scheren begonnen. Zur Aufnahme der geschnittenen Wolle sind große Wagenlaken ausgebreitet, um die sich im Kreise so viele Männer und Frauen setzen, als zur Arbeit erforderlich sind. Manche von ihnen ziehen über ihre Kleidung neue, große und besonders starke Hemden als Kittel und die Männer über die Hose die weite Schluderhose (Sludderbör oder Schipperbör) von weißem Leinen. Sonst ist Gefahr, daß ihnen beim Scheren durch die strampelnden Tiere das Zeug zerrissen wird. Manche Schafscherer, namentlich Anfänger, pflegen die Schafe vor dem Scheren zu binden. Das Scheren geschieht mit der eigentümlich geformten Schafschere (Schafscheer), die zu diesem Zwecke vorher besonders gut geschärft ist (Abb. 149 c, d). Sie soll früher auch zum Haarschneiden der männlichen Hausgenossen benutzt sein.

Eine Heidschnude liefert etwa 1 1/2 Pfund Wolle. Die eigentliche Spinnwolle wird beim Scheren gleich zurückgelegt; sie muß locker sein, um sich gut spinnen zu lassen und wird deshalb gewöhnlich nachgetrocknet, um die letzte Waschfeuchtigkeit, die etwa noch in ihr ist, zu entfernen. Hiernach wird die Wolle lose auf den Speicher gelegt, bis man im Herbst mit dem Spinnen beginnt.

Die zum Spinnen nicht geeignete harte Wolle wurde früher in große Wollsäcke gestopft und ebenfalls auf den Speicher gebracht, bis im Herbst die Wollhändler kamen, um sie aufzukaufen, oder bis zu den im Herbst stattfindenden Wollmärkten, unter denen die bedeutend-

<sup>148)</sup> Das Ablassen des Wassers ist die Arbeit der Hof- und Hüttejungen; es gibt ihnen willkommene Veranlassung zur Ausübung manchen Schabernacks.

sten die in Celle waren. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hatten diese Wollmärkte eine große Bedeutung, so daß sie vielfach als Zeitbestimmung dienten. Mit großen Wollhandlungen, wie mit der 1722 von Näsemann und Schulz in Celle gegründeten, vermittelten den Verkehr Aufkäufer, meist Materialwarenhändler in größeren Orten wie Hermannsburg, Hantensbüttel, Wulfsode. Aus der näheren Umgebung brachte der Bauer auch selber seine Wolle in kleinen Säcken zum Wollhändler. Die ganze Heide produzierte noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa 20 000 Zentner, wovon etwa die Hälfte durch die Hand der Firma Näsemann und Schulz ging und nach Sachsen, ins Magdeburgische, aber auch nach Frankreich vertrieben wurde. Die von der ersten um Johannis stattfindenden Schur stammende Wolle wurde Winterwolle genannt; sie war besser als die Sommerwolle und ergab zusammenhängende Dliese, die auch zu größeren Sachen, wie Pferdedecken verarbeitet werden konnte. Gegen Ende des Sommers werden die Heidschnuden zum zweiten Male geschoren; die hierbei gewonnene Wolle hieß Sommerwolle. Der Ertrag der zweiten „Schur“ war erheblich geringer als der der ersten. Er eignete sich auch nicht zum Spinnen und wurde deshalb sofort in Wollsäcke zum Verkauf gestopft. Bei dieser zweiten Schur wurden auch die Lämmer zum erstenmal geschoren. Sie lieferten die Lammwolle, die ihrer Weichheit und schwarzen Farbe halber besonders zu Kinderstrümpfen gebraucht wurde.

Ist die Wolle wohlgeraten, so daß sie sich gut spinnen und weben läßt, dann erntet der Schäfer im Winter abends im Flett neben dem niedrigen brennenden Herd manch anerkennendes Wort darüber, daß er die Schafe beim Hüten gut geführt und verstanden habe, genügend Legden, Stoppelfelder und Grasweiden zu finden, um eine so weiche Wolle, wie im letzten Jahre zu erzielen. Der, dem diese Anerkennung gilt, bleibt in seiner gewohnten Ruhe, wie ihn andererseits auch Vorwürfe unberührt lassen würden. Das Bewußtsein, seine Pflicht nach bester Möglichkeit getan zu haben, ist für ihn maßgebend. Er sitzt am Herdfeuer, fleißig beschäftigt mit dem Binden von Reiserbesen aus dünnen Birkenzweigen. Das ist jetzt seine Arbeit, denn beim Dienstantritt auf dem Hofe hat er sich verpflichtet, jährlich mindestens 30 große Reiserbesen zu liefern. Das Material dazu sammelt er im Laufe des Sommers und bringt es im Speicher unter. Jetzt im Winter holt er es hervor, um seine Pflicht zu erfüllen. Die fertigen Besen bringt er zurück auf den Speicher, von wo sie bei Bedarf geholt werden. Sie müssen vor dem Gebrauch einige Zeit in Wasser gelegt werden, damit die durch das Lagern trocken und brüchig gewordenen Reiser ihre frühere Biegsamkeit wieder erhalten.

Der Niedergang der Schafszucht in der Heide fing ungefähr in der zweiten Hälfte der 60 er Jahre des 19. Jahrhunderts an. Er war eine Folge verschiedener Ursachen. Vor allem trug die damalige Verkoppelung des dörflichen Grundbesitzes dazu bei. Während die Heide bis dahin Gemeinbesitz aller in einem Dorfe wohnenden großen und kleinen Grundbesitzer gewesen war, wurde sie nunmehr geteilt und den einzelnen berechtigten Bauern zu Eigenbesitz zugemessen mit genau festgelegten Grenzen gegen die Nachbarn (vgl. S. 172). Die Folge war eine beträchtliche Verkleinerung der für die einzelnen Herden verfügbaren Heideflächen, zumal auch von der Regierung größerer Anbau von Holz verlangt wurde. Als dann später weitere Flächen auch noch urbar gemacht wurden, erwies der Rest sich als zu klein zur Weide der bisher gehaltenen großen Herden. Es kamen deshalb fortgesetzt Grenzüberschreitungen vor, die auch auf die fiskalischen Forsten übergriffen. Die Folgen waren

ständige Reibereien zwischen den Hofbesitzern und der Forstverwaltung, die häufig zu Prozessen und Verurteilungen führten. Die Herdenbesitzer fingen deshalb an, die Kopfzahl ihrer Herden zu verringern, aber nunmehr erwiesen sich die Unkosten des Betriebes als zu groß; er lohnte sich nicht mehr. Als zu derselben Zeit die Einfuhr überseeischer Wolle ständig zunahm und durch ihre größere Feinheit und Weichheit der Heidschnuckenwolle großen Abbruch tat, da gaben immer mehr Bauern die Schafzucht ganz auf. Dieser Entschluß wurde ihnen durch die Erkenntnis erleichtert, daß die Heidefläche, in Wiesen- und Ackerland oder zu Wald umgewandelt, größere Erträge zu liefern imstande war als durch den Weidegang der Heidschnucken.

Nur einige größere Hof- und Grundbesitzer blieben bei der Väter Art und behielten ihre Heidschnuckenherden bei. Besonders war dieses bei den Besitzern von „einstelligen Höfen“ der Fall. Einen unerwarteten Aufschwung der Schafzucht brachten jedoch die letzten Kriegsjahre 1914—1918. Infolge der feindlichen Blockade war die Einfuhr überseeischer Wolle in Deutschland unmöglich geworden, und deshalb war es ein Gebot der Zeit, die einheimische Wollerzeugung zu steigern. Nun erinnerte man sich in den Heidedörfern der genügsamen Heidschnucke, deren Zucht tatkräftig wieder aufgenommen wurde, soweit die Verhältnisse es ermöglichten. Dadurch steigerte man nicht nur den deutschen Wollertrag, sondern vergrößerte zugleich in erwünschter Weise die Menge des zur Volksernährung dringend nötigen Fleisches, das seines großen Wohlgeschmackes wegen von jeher geschätzt wurde und dadurch der Heidschnucke auch wohl die Bezeichnung „zahmes Reh der Heide“ eingebracht hatte. Nach dem Kriege ist allerdings die Schnucken-zucht in dem Maße, als gute Wolle zu haben ist und die Not des Volkes sich vermindert, wieder zurückgegangen, so daß es wahrscheinlich nicht lange dauern wird, bis sie auf dem Stand von 1914 angekommen ist.